

arbeitende katalanische Journalist Eugeni Xammar vom Schicksal eines von Belgien abgeschickten, an »Monsieur l'Empireur (sic!) Allemagne« adressierten Briefes berichtet. Der Brief kam in Berlin an, und obwohl die Adresse unvollständig und auf Französisch war – noch dazu falsch geschrieben –, wurde er nicht zurückgesandt. Ganz im Gegenteil: Die Beamten machten sich die Mühe, die Adresse zu übersetzen und zu vervollständigen: Berlin C2, Schloss, die korrekte Anschrift für Postsendungen an den früheren kaiserlichen Hof. In den ehemaligen Räumlichkeiten der kaiserlichen Post ist seit Ausrufung der Republik ein Biologieinstitut untergebracht, und dessen Direktor hat das Dokument veröffentlicht, ein sehr aufschlussreiches Dokument, schreibt Xammar, für alle, die wissen wollen, wie es um die Gemütslage eines Gutteils der deutschen Bürokratie bestellt ist. Diese Bemerkung Xammars versteht nur, wer auch eine andere Anekdote kennt, die der Auslandskorrespondent erzählt. Die deutsche Postverwaltung hat kürzlich eine Postkarte mit folgendem Vermerk zurückgeschickt: »Anschrift unvollständig. Empfänger unbekannt.« Die Postkarte war an den Reichspräsidenten adressiert, die Anschrift beschränkte sich auf die Worte: »Reichspräsident Ebert«. Kurz und deutlich, aber unzureichend für die Postverwaltung.

Ihre Beamten sind vermutlich außerstande, im Sozialdemokraten Friedrich Ebert den Reichspräsidenten zu erkennen. Denn Stein und andere Autoren im Dienst des Hugenberg-Konzerns verhöhnen ihn regelmäßig als primitiven Proletarier »mit dem Horizont einer Käseglocke«, als »Sozialist schon als Sattlerlehrling, das gegebene Reichsoberhaupt schon als Brotwagenfahrer, Kneipwirt, Gerichtssaalreporter. Etliches wird man freilich verschweigen müssen ...« Reichspräsident Ebert? Empfänger unbekannt.<sup>[10]</sup>

George Grosz hat seit vergangenem Sommer in Russland nach dem neuen Menschen gesucht. Vor einem halben Jahr hatte er sich auf den Weg zu ihm gemacht, in Begleitung des dänischen Romanciers Martin Andersen Nexö, ermuntert vom kommunistischen Presse magnaten Willi Münzenberg. Geplant war ein gemeinsames Reisebuch, mit Texten von Nexö, illustriert von Grosz. Aber sehr bald hatte Grosz erkannt: »Wir beide passten gar nicht zusammen.«

Es war nicht nur der Altersunterschied von 24 Jahren, der sie trennte. Nexö erschien dem jungen Grosz als versponnener Idealist, der der bolschewistischen Propaganda eher Glauben schenkte als seinen eigenen Augen. Ihm war entgangen, was Grosz genau registrierte: Willkür, Bürokratie, das Elend der Bevölkerung – »So war mein erster Eindruck der des Hungers«. Auf der einen Seite das Desinteresse der Arbeiter und Bauern an individualistischer Kunst, die schlichtem Agitprop jederzeit den Vorzug geben, auf der anderen Seite die neue Klassengesellschaft, in der der gebildete,

kosmopolitische Volkskommissar für Bildung und Kultur im Waggon eines Sonderzugs von Moskau nach Leningrad kleine, kokette Schühchen mit Lackspitzen trägt, der ihm gegenüber sitzende Volkskommissar proletarischer Herkunft aber unförmige Soldatenstiefel aus Filz.

War Nexö wirklich blind für die fürchterliche gesundheitliche Verfassung, in der Lenin zu ihnen gesprochen hatte? Grosz war sofort aufgefallen, dass Lenin beim Reden immer wieder den Faden verlor und ihm Worte leise zugerufen worden waren. Diese Sprachstörungen kannte Grosz von einer Tante, die einen Tumor im Gehirn hatte. Grosz hatte den moribunden Revolutionsführer gesehen, Nexö nur den Revolutionsführer. Sollte Nexö tatsächlich auch nicht bemerkt haben, was Grosz von Anfang an ahnte: Der junge, redselige Genosse, der sie auf der gesamten Reise begleitete, war ein Lockspitzel, der die ausländischen Gäste mit seinen abschätzigen Bemerkungen über die Revolution zu konterrevolutionären Äußerungen verleiten wollte. Nexö hatte solche machiavellistischen Tricks ausgeschlossen: »Wo bleibt denn da die Wahrheit?« »Die Wahrheit, mein lieber Martin«, hatte Grosz erwidert, »ist nach Lenin ein bürgerliches Vorurteil, also damit für einen gläubigen Genossen endgültig abgeschafft.«

Nach sechs Monaten sind die beiden ungleichen Reisegefährten nach Deutschland zurückgekehrt. Nexö hat sich in Allensbach am Bodensee niedergelassen und einen Hymnus auf den Sowjetmenschen und das marxistisch-leninistische Imperium verfasst: »Dem jungen Morgen zu! Schilderungen von einer Russlandreise«. Grosz ist nach Berlin gefahren und sofort aus der KPD ausgetreten: »Für die Politik des Übermenschen habe ich ein tiefes Misstrauen, keine Liebe.« Und damit das ein für alle Mal klar ist, schreibt er: »Man kann mich unterdrücken, man kann meine Arbeiten verbieten, man kann mich verhungern lassen oder körperlich bestrafen – meinen Geist kann man nicht unterdrücken.«

Das versucht der Generalstaatsanwalt beim Landgericht I in Berlin in einem Praxistest herauszufinden. In diesen Tagen liegt in den Buchhandlungen George Grosz' neues Werk aus, »Ecce homo«, eine Bildermappe mit 84 Schwarz-Weiß-Zeichnungen und 16 Farbaquarellen, Spiegel der Weimarer Gesellschaft, der die Verbrechen des Alltags und den Nachkriegsalltag als Verbrechen zeigt, Militaristen, brutale Luden, verschlissene Huren, Inflationsgewinnler, geile Spießler, keine individuellen Gesichter, sondern Visagen der Gesellschaft. »Ecce homo« ist ein Zitat aus dem Johannes-Evangelium, von Luther mit »Sehet, welch ein Mensch« übersetzt. Der römische Statthalter Pontius Pilatus soll es gerufen haben, der angesichts des gefolterten, dornenbekrönten Jesus keinen Grund gesehen hat, ihn kreuzigen zu lassen, wie es das Volk verlangte.

Es ist ein bei europäischen Künstlern beliebtes Motiv. Tizian, Rubens und Caravaggio haben es verwendet, aber Grosz' Ausgabe des »Ecce homo« zeigt als Titelbild nicht Christus, sondern einen Zuhälter mit Gangstervisage und eine Prostituierte mit leerem Gesicht. Dem Generalstaatsanwalt genügt ein Blick in den Verlagsprospekt und die Kenntnisnahme »außeramtlich gemachter Mitteilungen über den Inhalt des Werkes, das hier nicht vorliegt«<sup>[11]</sup> für die Vermutung, dass »ein Einschreiten nach § 184 Strafgesetzbuch« angezeigt sei wegen Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls des Betrachters. Denn nicht die Verhältnisse, sondern die Darstellung der Verhältnisse ist der Skandal. Der Generalstaatsanwalt fordert vom preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ein Sachverständigengutachten. So beginnt in diesen Tagen der Ecce-homo-Skandal.

Er wird die Öffentlichkeit der Weimarer Republik länger als ein Jahr beschäftigen. Worum geht es genau – um das sittliche Empfinden der Gesellschaft oder um die Sittlichkeit des Künstlers? Weder noch, resümiert die »Deutsche Zeitung«, das größte nationalkonservative Blatt der Reichshauptstadt und natürlich Teil des Hugenberg-Konzerns. Sie erkennt in dem Fall ein grundsätzliches Problem, das offensichtlich auf dem Rechtsweg nicht zu lösen ist: »Grosz ist Rassejude. Zwischen unserer und der jüdischen Auffassung gähnt eine unüberbrückbare Kluft. Ihr Denken ist nicht unser Denken; ihr Handeln ist nicht unser Handeln, ihr Empfinden ist nicht das unsere, und vor allem: ihre Kunst ist nicht unsere Kunst!«<sup>[12]</sup>

Wankt jetzt auch Gorki? In einer Zeit, in der alles Reaktionäre auf den Zusammenbruch der Sowjets hofft, sollte tatsächlich auch Maxim Gorki, das Jugenderlebnis einer ganzen Generation, der große Augenöffner, der den Blick lenkte in Kellerwerkstätten, Nachtasyle, nächtliche Häfen und über Steppen von unendlicher Weite, zum Gegner der Diktatur des Proletariats geworden sein? Sollte ausgerechnet er, wie die kapitalistische Presse berichtet, mit dem »Geschmeiß« der Hunderttausende Emigranten verkehren, das sich unter dem Vorwand, das Leben vor dem sowjetischen Terror zu retten, seit einiger Zeit mit dem Verkauf von Brillanten und gestohlenen Gemälden und mit Valutaschiebungen in Berlin breitmacht? Der Kommunist Egon Erwin Kisch kann es nicht glauben. Darum folgt der Journalist der Aufforderung – ob er sie von der Parteileitung in Deutschland oder aus Moskau erhalten hat, verrät er nicht –, im Januar zu Gorki ins märkische Saarow hinauszufahren und zu prüfen, ob der Schriftsteller die Treue einer Generation, die er erzogen hat, mit Untreue vergilt.

Kisch begegnet einem schmalen, langen Mann mit grauem Haar und grauem Schnurrbart, und er sieht in große müde Augen in einem mageren Gesicht. »Ich bin krank«, sagt Gorki gleich zu Beginn des Gesprächs, schreibt Kisch, »und deshalb musste

ich aus Russland weg.« »Sie wollen nach Russland zurück, Alexej Maximowitsch?«, fragt Kisch. »Selbstverständlich, ich gehöre nach Russland. Ich hoffe, bald nach Russland zurück zu können«, sagt Gorki, der nicht daran denkt, in den nächsten Jahren nach Russland zurückzukehren, denn die Krankheit, die ihn befallen hat, ist weniger Tuberkulose, sondern die Angst vor dem Terror Lenins. »Also ist es nicht wahr, was man in den Zeitungen schreibt«, fasst der junge Journalist hoffnungsfroh nach, »dass Sie ausgewiesen oder geflüchtet sind?« – »Nichts davon ist wahr. Die Sowjetleute sind meine Freunde.«

Allerdings hat Lenin seit einiger Zeit Zweifel an der Freundschaft Gorkis mit den Sowjetleuten, nachdem der berühmte Autor über einen Prozess in Moskau gegen verruchte Sozialrevolutionäre geschrieben hat: »Falls der Prozess gegen die Sozialrevolutionäre mit Hinrichtungen endet, so ist das der Beweis dafür, dass das Ganze ein schändlicher Mord war.« Lenin hatte ihm empfohlen, aus gesundheitlichen Gründen über seine Freundschaft zu den Sowjetleuten im Ausland nachzudenken. Entweder sagt also Gorki dem deutschen Journalisten nicht die Wahrheit oder Kisch nicht den Lesern, denen er die Gorki-Geschichte erst Jahre später in der »Roten Fahne« präsentiert. Der Reporter schreibt immer mal wieder, nichts sei erregender als die Wahrheit, aber im Grunde hält er sie für ein »bürgerliches Vorurteil«. Lenin dixit.[\[13\]](#)

»Das Leben ist eine Rutschbahn.« (Frank Wedekind) Diese Erfahrung haben seit Ende des Krieges Millionen Deutsche gemacht, Witwen und Waisen, Kriegsversehrte, Arbeitslose, von der Inflation enteignete Rentner und Kleinsparer. Wer die Welt von unten kennt, kennt die Sehnsucht nach ganz oben. Die Sehnsucht haben viele, einer von ihnen ist der Bürstenmacher und Zeitungsverkäufer Max Klante, Kriegsheimkehrer, Tbc-krank und psychisch derangiert. Klante kennt nicht nur die Sehnsucht, sondern auch den ultimativen Weg, sie zu befriedigen – nicht nur seine eigene Sehnsucht, sondern aller Menschen, sofern sie seinem topsicheren Anlagesystem in Pferdewetten vertrauen. Zum Jahreswechsel 1920/21 hatte er deutschlandweit in Tageszeitungen inseriert: »Sehr geehrter Herr! In der heutigen teuren Zeit liegt es wohl auch in Ihrem Interesse, sich eine dauerhafte Nebeneinnahme zu verschaffen. Diese bieten wir Ihnen, wenn Sie uns für unser Weltunternehmen Geld leihen ... Wir geben Anteilsscheine von 100 Mark bis 50000 Mark heraus und zahlen für 100 Mark Einzahlung am 1. Februar 100 Mark, am 1. März 100 Mark, am 1. April 100 Mark, also 3 mal 100 Mark gleich 300 Mark zurück, das sind 200 Prozent Dividende ... Für 10000 Mark gibt es 30000 Mark.«

Die Aktion war ein voller Erfolg, Klante, der Messias der unfehlbaren Pferdewette, der »Volksbeglückter« (Klante), war geboren. Unmittelbar vor Beginn der Rennsaison

des Frühjahrs 1921 erschienen Prospekte mit dem Versprechen von 600 Prozent Jahresgewinn, allein durch Pferdewetten. Das Geld strömte in die Kassen des »KlanteKonzerns« – es strömte von den Konten der Kleinsparer und der Kriegswitwen, von Rechtsanwälten, Ärzten und sogar von Bankdirektoren –, und es strömte verdoppelt, verdreifacht, verfünffacht zurück. Auch Klante verdiente, bezog mit Frau und Sohn ein herrschaftliches Anwesen in Karlshorst, lebte mit Kammerdiener, ließ sich in drei Autos von zwei Chauffeuren fahren. Die Millionen der Kunden fluteten den »KlanteKonzern«, und eine Klante-Welle ging durchs Land. In fast allen größeren Städten öffneten Annahmestellen, im Dresdner Polizeipräsidium speziell eine für Polizeibeamte. Wo Klante erschien, empfing ihn der Ruf der dankbaren Kundschaft: »Heil Klante!«

Dann stockten die Gewinne, die Verluste wuchsen, es begann die Suche nach den Sündenböcken (»Großkapitalisten und jüdische Spekulanten«), die Anleger zogen ihr Geld zurück, das Finanzamt ordnete eine Betriebsprüfung an und beschlagnahmte zehn Millionen Mark in bar. Klante wurde verhaftet. Die Forderungen an Klante: 90 Millionen Mark. Doch selbst in Untersuchungshaft blieb Klante der Held der Kleinsparer, die ihm ihr Geld für lukrative Pferdewetten aufdrängen wollten und sich zu einer Demonstration vor dem Polizeipräsidium am Alexanderplatz versammelten: »Heil Klante!« Am 6. Januar 1923 verurteilt das Berliner Landgericht III den 40 Jahre alten Max Klante zu drei Jahren Freiheitsstrafe, 105000 Mark Geldstrafe und fünf Jahren Ehrverlust wegen Betrugs, gewerbsmäßigen Glücksspiels und Vergehens gegen die Konkursverordnung. Auf den vier Berliner Pferderennbahnen erhält Klante lebenslanges Hausverbot.<sup>[14]</sup>

Wo ist eigentlich die Berber? Am 13. Januar schiebt die Wiener Polizei die deutsche Nackttänzerin Anita Berber, Königin der Berliner Nacht, Hohepriesterin der Perversion, Morphinistin, Kokserin und Verputzerin einer Flasche Cognac am Tag, nach Budapest ab. Sie ist das erste deutsche Sexsymbol der Zwanzigerjahre, unübertroffen in ihrer Verruchtheit. Nicht Klerus und Moral vertreiben sie aus Wien, sondern ihre sehr persönliche Interpretation des Vertragsrechts. Seit dem Premierengastspiel am Abend des 14. November vergangenen Jahres im Großen Saal des Wiener Konzerthauses liegt ihr vor allem das männliche Publikum zu Füßen. Mit den »Tänzen des Lasters, des Grauens und der Ekstase« hat die »Skandaltänzerin« mit ihrem Partner Sebastian Droste – bürgerlich Willy Knobloch, bekennender Hedonist und ebenfalls ergebener Diener des Koks – nach Berlin auch das winterliche Wien gewissermaßen im Schneesturm erobert.